

»Die Zeit anhalten zu können: Ich wünschte mir mitunter, es gelänge, den Zeigern der Uhr zu verbieten, sich von der Stelle zu bewegen, damit wir für immer beisammen bleiben könnten.«

Sie lächelt mich etwas ungläubig und zugleich skeptisch an, eine Mixtur, die ein Schmunzeln auf mein Gesicht zaubert. Kein Wunder, denke ich, schwingen in ihrem Gesichtsausdruck Zweifel und Unglaube mit! Bevor ich mich aber fragen kann, wie ich meinen Wunsch näher erläutern könnte, lacht sie laut und hell auf, exakt so, wie ich dieses Lachen kennen und lieben gelernt habe: »Welchen Sinn würde das denn machen? Wir würden uns wohl bald einmal überdrüssig, irgendwann hätten wir uns mit ziemlicher Sicherheit nichts mehr zu erzählen, kein Reservoir ist unerschöpflich, wir könnten eines Tages nichts mehr erforschen, was neu für uns wäre, weder aneinander«, sie lässt ihre zierlichen Finger zärtlich über meine nackte Brust und bis zu meinem Nabel gleiten und umkreist ihn einige Male, um etwas unterhalb mit einem nun verschmitzten, wie liebe ich diese schnellen, facettenreichen Wechsel!, und etwas spöttischen Blick innezuhalten, »noch an unserem Umfeld, alles wäre uns eines Tages bekannt in unserer näheren und weiteren Umgebung, die täglichen Spaziergänge, angereichert mit ungezählten Gesprächen, hätten uns überall hin geführt, wohin man innerhalb vernünftiger Zeit zu Fuß gelangen kann, oder wir wären mit der Bahn oder mit dem Auto oder gar mit dem Flugzeug überall hingereist, wo es etwas zu entdecken gäbe, und wir müssten bei einer Rückkehr an all diese Orte feststellen, es habe sich nichts verändert an den Landschaften, den Wäldern, den Höfen und den Häusern; es ist sogar durchaus vorstellbar, dass sich

nirgendwo auf dieser Welt etwas Neues ereignet hätte seit unserem letzten Augenschein, nichts Neues wäre eingetreten und nichts würde sich anschicken, sich dereinst einzustellen, was die Befürchtung oder Hoffnung zuließe, es könnte uns demnächst nichts mehr herausfordern, belustigen, ärgern oder zu Tode betrüben, käme es uns zu Ohren, vernähmen wir davon im Radio, aus dem Fernsehen oder aus der Zeitung oder erlebten wir es persönlich. Sämtliche denkbaren Gedanken wären eines Tages oder eines Nachts gedacht und ausgetauscht, wir hätten über alle, wirklich alle, auch die hinterletzte unserer Vorlieben und Abneigungen gesprochen, alle geheimen Sehnsüchte und Ängste hätten wir uns offenbart, bis hin zur winzigsten Lappalie wären wir dabei gegangen, auf unserer Reise zu uns wären wir in jede Gedankenritze vorgedrungen, vorgestoßen in die scheinbar bodenlose Tiefe unserer Seelen oder unseres Gemüts, wie immer du es bezeichnet haben möchtest, wir hätten es tatsächlich geschafft, bis auf Sichtweite zum Grund unseres Wesens vorzustoßen, obwohl Außenstehende oder wir selbst uns hätten weismachen wollen, da dies niemandem zuvor gelungen ist, sei dies offenkundig unmöglich, also würden wir es ebenfalls nie schaffen, das letzte in uns schlummernde Geheimnis zu ergründen, an Orte wären wir auf dieser Erkundungsfahrt gelangt, die mir, die dir zuvor absolut unbekannt waren oder in die wir uns in unserem gesamten bisherigen Leben nicht vorgewagt hatten. Ohne einen geliebten Partner hätten wir uns ohnehin nie getraut, uns so weit von den bekannten Pfaden wegzubewegen, ohne eine vertraute Person, von der wir jederzeit gewiss sein können, sie werde die Hand ergreifen und einen zurückreißen, sobald man dem letzten Abgrund zu nahe käme und rettend eingreifen ohne Rücksicht auf die nicht unerhebliche Absturzgefahr, in die man selbst sich dabei bringt. Nur ein kleiner Rest des Unausgesprochenen oder Unaussprechlichen wäre als immerwährendes Unbekanntes zurückgeblieben, der Bodensatz, der Schlamm, den

wir ohnehin niemals anzurühren trachteten, da die Gefahr bestand und weiterhin besteht, er könnte uns vollends zerstören, die Seele zuerst und dann den Leib. Wir hätten alles voneinander erfahren und über alles gesprochen und über alles nachgedacht, und wir hätten in allem und jedem entweder Übereinstimmung erzielt oder die Abweichungen in unserem Denken und Handeln und Fühlen festgestellt und fein säuberlich registriert, wir hätten uns über alles gestritten, worin wir uns in unseren Ansichten und Absichten diametral gegenüberstanden und vielleicht weiterhin stehen, wir hätten sämtliche Unstimmigkeiten diskutiert, heftiger jene, die es uns wert gewesen wären, den eigenen Standpunkt bis zum Ende zu verteidigen, und bei denen wir riskiert hätten, uns darob zu entzweien oder ganz ernsthaft in die Haare zu geraten. Manche unserer Anschauungen hätten sich mit Sicherheit im Streit oder in der hitzigen Diskussion oder im besonnenen Gespräch angenähert, andere eben nicht, doch selbst damit hätten wir uns längst abgefunden. Plötzlich sähen wir uns also damit konfrontiert, was wir nie für möglich gehalten hätten, nämlich: schweigen zu müssen, da uns die Worte und die Themen, die Erlebnisse und die Beobachtungen ausgegangen wären; die Stille, die uns erholsam begleitete und die wir eben noch als ausgesprochen wohltuend genossen hatten, solange sie nämlich unser Zusammensein nicht dominierte, sondern bereicherte, würde uns nie mehr glücklich stimmen können, da sie zunehmenden Platz in unserem Dasein einnahm: Dies alles müssten wir in genau jener Sekunde erkennen. Wir sähen uns dabei in die Augen und hätten im selben Moment erfasst: Wir denken und fühlen beide exakt dasselbe und kennen jede noch so kleine Abweichung, sodass es sich erübrigte, weitere Worte zu verlieren. Vorerst wären wir wohl bloß ein wenig irritiert, doch würde uns kurz darauf empfindlich stören, dass wir schweigen und gleichzeitig angeschwiegen werden, und schließlich würden wir nervös und ungeduldig und ärgerlich, bis wir aus lauter Lan-

geweile, also grundlos zu streiten begännen, womit eingetreten wäre, was wir nie wollten: dass wir einsehen müssten, uns bliebe nichts anderes übrig, als uns zu trennen, obwohl das Gegenteil unser Ziel gewesen war.«

Sie blickt mich an.

Sie scheint eine Antwort zu erwarten.

Doch ich schweige.

Also fährt sie nach einer Weile fort: »Das sind doch, wirst du zweifelsfrei einsehen, ganz fürchterliche Aussichten! Nein, denke ich, die Zeit anhalten zu wollen, scheint mir wahrlich keine gute, sondern eine nachgerade abscheuliche Idee zu sein. Selbst wenn der Wunsch auf den ersten Blick verlockend erscheint, da unser Beisammensein somit kein Ende nähme bis in alle Ewigkeit und durch nichts und niemanden gestört, behindert oder gar vollständig sabotiert werden könnte: Ich will liebend gerne darauf verzichten. Lieber will ich mit dir auf ganz natürliche Weise, ungebremst, wenn du so willst, in einer würdigen Art alt werden, ich will leiden und sterben, verlässt du mich und diese Welt eines Tages, und ich nehme in Kauf, dich in größter Trauer und Einsamkeit zurückzulassen, und ich bitte auch dich, den möglichen Schmerz einzurechnen, von dem du betroffen sein könntest, trete ich den letzten Weg vor dir an. Doch dies ziehe ich allem vor. Ich gehe lieber durch die irdische Hölle, statt dich zu verlieren in einem diesseitigen Leben, das ewig dauert und gleichwohl eines Tages gelebt sein wird, auch ohne die Erlösung durch den Tod. Was wir also viel bestimmter und bewusster und dankbarer tun sollten, ja unter allen Umständen tun müssen: jene Zeit bis zur Neige genießen, die uns als gemeinsamer Teil unseres Lebens geschenkt wurde.«

IV

Ludwig Engelsmann schweigt und stößt endlich die Tür zum >Gourmet-Stübli< auf.

Daniel ist perplex.

Alles Mögliche hat er erwartet, dies jedoch gehörte nicht zu seinen Erwartungen!

Daniel Dobler räumt sich ein, Ludwig habe sein Denken ganz offensichtlich in bestimmte Bahnen gelenkt, ob dies bewusst oder fahrlässig oder ungewollt geschehen war, würde eventuell noch zu besprechen sein, wenngleich dies unbedeutend wäre, da das Resultat stets gleich ausfiele: Vor seinem innerem Auge waren sogleich prächtig ausgestattete, realitätsnahe Modelle von Räumen entstanden, traditionell heimelige und futuristisch hochmoderne, altmodische, überreich dekorierte, stilvoll und geschmacksicher eingerichtete, mit wertvollen Gemälden an den Wänden nostalgisch verbrämte, mit Bildern ausgestattet, die ein eher unbekannter Heimatmaler mit mehr oder minder großem Geschick oder Talent auf die Leinwand gepinselt hatte oder mit hochwertigen, selten peinlich billigen Drucken berühmter Werke – aber das hier?

Daniel Dobler hatte wahrlich viele Erfahrungen mit Räumen wie diesen gemacht, er könnte mitreden, war mit den Jahren gewissermaßen zum Experten geworden, ohne sich als solchen zu rühmen oder je ein Wort darüber zu verlieren. Wie oft hatte er nämlich mit Interesse, ja nachgerade Begeisterung, Fotos aus der Vergangenheit jener Orte betrachtet, an denen er sich gerade aufhielt, er hatte alte Stiche bewundert, die nicht zur bloßen Dekoration an die Wände einer Gaststube gehängt worden waren, Bilder, Ölgemälde oder Zeichnungen, Aquarel-

le, Stiche, Bleistift- oder Kohleskizzen regionaler Künstler begutachtet oder bestaunt oder sich über den Kitsch dieser eher zufällig, denn gewollt entstandenen kleinen Heimatmuseen geärgert oder amüsiert.

Alles hatte Daniel Dobler somit in Betracht gezogen, während er Ludwigs Anmerkungen zu diesem >Gourmet-Stübli< gelauscht hatte und worüber er weiter nachdachte, als sie längst über andere Dinge sprachen, nur das nicht: Dass ihn ein ausschließlich langweiliges Rechteck mit weiß getünchten Wänden erwarten würde.

Fünfzehn runde Tische mit jeweils vier Stühlen hatte man zwischen den drei Fenstern vorne, zur Straße hin, bis zur hinteren Wand locker, aber mit System angeordnet, bilanziert Daniel Dobler Er hat natürlich die akribische Ordnung hinter der vorgetäuschten Zufälligkeit sofort erkannt. Gleichwohl ist er maßlos enttäuscht. Eine ganz besondere Atmosphäre würde ihn erwarten, davon war er ausgegangen, als er Ludwigs leuchtende Augen gesehen hatte, mit der dieser ihm von diesem Säli berichtet hatte, ein einzigartiges Ambiente würde ihn empfangen, war Daniel sich sicher gewesen, eine wundersame, eine ganz andere, eine fremde oder eine bekannte Welt ihn empfangen, präsentiert in gänzlich ungewohnter, noch nie gesehener Weise, kaum hätte sich die altertümliche Tür geöffnet. Er wäre jede Wette dieser Welt eingegangen, schließlich glaubte er seinen Freund gut genug zu kennen, dass ihn ein exquisites, ein exklusiv ausgestaltetes optisches Ereignis erwarten würde. Aber keinesfalls nackte Wände! Nicht bloß eine weiß gestrichene Holzdecke und einen gewachsenen und gebohnerten, aus groben Dielen gefertigten, einen Holzboden aus Urgroßvaters Zeiten, wunderschön zwar, aber weitab jeglicher Besonderheit, der sich einzig deshalb unentwegter Aufmerksamkeit sicher sein konnte, da er bei jedem Schritt missmutig knarrt, den Ludwig und er in den Raum hinein tun.

Die Tische, der zweite Pluspunkt in Daniel Doblens Augen, sind so festlich gedeckt, als erwarte man im nächsten Augenblick eine vornehme Gesellschaft: Weiße Stoffservietten, adrett zu Fächern geformt, hat man zwischen den schweren, silbernen Gabeln und Messern und Löffeln auf den damastschweren, blütenweißen Tischtüchern kunstvoll aufgerichtet, drei edle Gläser, je eines für das Wasser, für den Weiß- und für den Rotwein, stehen für jeden potenziellen Gast bereit; in der Mitte eines jeden Tisches ragen schlanke, ebenfalls weiße Kerzen aus schlichten, modernen, funktionalen Kerzenständern, gefertigt aus aufgerautem und poliertem Metall, keck in die Luft.

»Sehe ich dich leise unbefriedigt, mein Freund«, schmunzelt Ludwig Engelsmann, äußerst diskret, er will seinen Freund nicht allzu deutlich dazu herausfordern, Stellung zu beziehen, »oder trägt dieser Eindruck?«

Daniel überlegt, wie er antworten soll. Weder will er seinen Freund beleidigen, dies keinesfalls, er will alles vermeiden, woraus Ludwig schließen könnte, er fühle sich hintergangen, und schon gar nicht hegt Daniel die Absicht, nicht im entferntesten steht ihm danach der Sinn, ihm vorzuwerfen, etwas vorgegaukelt, schamlos übertrieben zu haben in seinen, zugegeben: eher vagen, Andeutungen, die Ludwig vorgetragen hatte mit einem Glanz in den Augen, den Daniel nie zuvor an ihm bemerkt zu haben glaubt. Ganz sachlich und nüchtern versucht er seinem Freund zu erklären, er habe sich aufgrund der wenigen, aber warmen, beinahe begeisterten Worte etwas Prachtvolles, dies sei vielleicht das falsche Wort, korrigiert Daniel sich sogleich, etwas Exotisches, auch dies treffe seine nun etwas gedämpfte Erwartung nicht richtig, jedenfalls nicht einen derart profanen, ja nachgerade langweiligen Raum erwartet.

»Warte es ab«, gibt sein Freund schelmisch schmunzelnd zurück, »und übrigens überrascht mich deine Reaktion. Eben

erst sind wir eingetreten und schon wagst du ein Urteil. Du gibst dich sonst stets fast schmerzhaft gründlich und überaus exakt, gute Eigenschaften an dir, die ich sehr schätze, will ich einflechten, und du rühmst dich, deine Feststellungen und die Schlüsse, die du ziehst, basierten auf akribischen Recherchen. Du überlegst, bevor du urteilst, du erwägst alle Eventualitäten, du versuchst nichts, wirklich gar nichts zu übersehen, was von Bedeutung sein könnte. Und im vorliegenden Fall entscheidest du plötzlich derart spontan? Was ist bloß los mit dir?«

»Du müsstest dich fragen«, fährt Ludwig Engelsmann nach einem Seitenblick auf Daniel fort, »ob dein Urteil tatsächlich gerechtfertigt ist oder ob du für einmal vorschnell entschieden hast. Bist du dir sicher, nichts, wirklich nichts von Belang übersehen zu haben? Hast du dich gefragt, ob dieser erste Eindruck dich nicht fundamental in die Irre geführt haben könnte? Denn du siehst ja bloß, was alle erblicken, die in dieses Stübli eintreten: einen kahlen Raum mit einer von massiven Balken durchzogenen Decke, sie sehen weiße, schmucklose Wände, einen einfachen Holzfußboden, wenig spektakuläre Lampen. Doch ist dies alles, wirklich alles? So du diese Frage bejahst, was hieße, dass du dich in die Mehrheit aller Menschen einreihst, reduziert du die Welt auf das, was von ihr sichtbar ist. Du weißt es, ich weiß es: mehr, als wir wahrnehmen, umfasst der verborgene, beschlägt jener Teil, in den nur wenige von uns vorzudringen vermögen. Ja, ja«, Ludwig Engelsmann hebt die Arme, »ich weiß, mein Guter, du kannst nichts anfangen mit solchen, den spirituellen, diesen geheimnisvollen, verborgenen Dingen, du bist der nicht geborene, aber mittlerweile perfekte Realist, du bist einer von denen, die nur glauben, was sie sehen, doch bist du dir ganz sicher, dass nichts existiert, was wir nicht von Auge oder mit unserem unvollkommenen Intellekt zu erfassen vermögen?«

>Nein<, möchte Daniel Dobler spontan antworten, doch er schweigt; die Frage scheint ihm eine ebenso schwierige, wenn

nicht eine noch ungleich schwerer zu beantwortende wie jene zu sein, die Ludwig ihm vor über vierzig Jahren stellte, als er Daniels Erwartungen an die Zukunft in Erfahrung bringen wollte.

Ludwig schaut, wohlgefällig, etwas väterlich, empfindet Daniel, auf ihn hinunter. »Also gut. Ich bin überzeugt, dieses unspektakuläre Viereck, dieses kahle Zimmer könnte dich sehr schnell in seinen Bann ziehen, ohne dir ein konkretes Erlebnis versprechen zu wollen oder zu können. Der Raum lässt, dieser Feststellung kannst du kaum Objektivität absprechen, in seinem jungfräulichen Weiß alle Möglichkeiten offen, dieses Reine fordert die Fantasie nachgerade heraus. Und darüber verfügst du, wie ich hoffe oder besser: wie ich zu wissen glaube, in einem besonderen Maß. Vielleicht führt dich dieses Viereck in die Zukunft, ja, dies ist tatsächlich nicht auszuschließen. Oder in die Vergangenheit. Schließlich hat so manches, was die Zukunft bestimmt, seinen Ursprung im Gewesenen. Eventuell wundert dich, dass ausgerechnet ich dies sage, da ich mich dazu bekenne, ausschließlich in der jeweiligen Gegenwart, jener knappen Zeitspanne leben zu wollen, die zwischen Vergangenheit und Zukunft liegt, doch schließt die eine Behauptung das andere Verhalten nicht aus. Die Summe der Erfahrungen, die wir gemacht haben, das Total an Entscheidungen, die wir trafen, die Auslassungen und Versäumnisse, die Liebe und die Abneigung, der Hass, alles zusammen definiert sehr präzise den Punkt, an dem wir uns gerade aufhalten, den deinen so gut wie den meinen. Dies anerkenne ich durchaus. Wovor mir aber graut: wie manche mit der eigenen Vergangenheit umgehen, ich lehne es ab, dass man sie zelebriert, sich ausschließlich an den Höhepunkten ergötzt oder nach Jahren noch immer der Schwermut zu verfallen droht, erinnert man sich an vermeintlich Negatives; es ist völlig daneben, andauernd die eigenen Unterlassungen vor Augen zu sehen und sich davon ins Jammertal hinunterziehen zu lassen. Du kennst diese Sprü-

che: >Ach, hätte ich doch damals anders entschieden, wäre ich doch mutiger gewesen, hätte ich doch auf diesen oder jenen gehört<, diese Selbstbezeichnungen, dieses Flennen, dieses Selbstmitleid widert mich ebenso an wie das Jubellied auf das Gestern, denn es führen beide Haltungen zu nichts. Wir müssen vorwärts schauen.«